

«Warum lässt Gott Böses zu?»

Eine rasch gestellte Frage – eine klassische Frage. Mögliche Ansätze für eine Antwort führen tief in die Theologie. Die promovierte Pfarrerin Ivana Bendik aus Chur versucht, die theologisch komplexen Gedankengänge in unsere heutige Sprache zu übersetzen.

Sabine-Claudia Nold

Mit dem Erreger Sars-Cov-2 ist der Blick der Medien vermehrt zu den Theologen geschweift. Entweder, um ihnen die klassische Theodizeefrage zu stellen. «Warum lässt Gott Böses zu?», oder um das Thema «Strafe Gottes, ja oder nein?» abzufragen. Dass beide Fragen theologisch beantwortet werden können, steht ausser Frage. Doch die Antwort erfordert eine differenzierte Herangehensweise. Theologie ist eine Wissenschaft und kein okkultes Schmu. Sie arbeitet nach Kriterien, die auch in anderen Fakultäten zum Zug kommen – und sie lebt vom Dialog, und nicht von moralisierenden Behauptungen. Deshalb können viele Fragen nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantwortet werden.

Frau Bendik, können Sie bitte kurz umreissen, was die Theodizeefrage beinhaltet?

Ivana Bendik: Die Theodizeefrage stellt sich dann, wenn wir Not, Leid und Übel jeglicher Art in der Welt sehen oder erfahren, und wir diese Erfahrung als Widerspruch zum Glauben an einen allmächtigen, gerechten und liebenden Gott empfinden.

Ist die Theodizeefrage in Ihrer Arbeit aktueller als vor Corona?

Als Pfarrerin bin ich regelmässig mit dieser Frage konfrontiert, denn Leid gehört zum menschlichen Leben – auch ausserhalb von Corona. Deshalb ist die Theodizeefrage in meiner Arbeit jetzt nicht aktueller als vor Ausbruch der Pandemie.

Begegnen Sie bei der Arbeit häufig der Vorstellung, dass Leid eine Strafe Gottes sei? Am Rande komme ich mit solchen Vorstellungen in Kontakt, ja.

Und was antworten Sie darauf?

Ich halte mich zurück, wenn ich nicht explizit nach meiner Meinung gefragt werde.

Weshalb?

Der moderne Mensch hat seine eigenen Vorstellungen und lässt sich nur ungern belehren.

Dann ist die Sonntagspredigt keine Belehrung?

Nein, auf keinen Fall! Die Aufgabe der Pfarrerin und des Pfarrers ist die Verkündigung des Evangeliums. Das ist etwas anderes als Belehrung.

Können Sie den Unterschied bitte kurz skizzieren?

Das Wort «Evangelium» kommt aus dem Griechischen und kann mit «die gute Nachricht» übersetzt werden. Was genau diese gute Nachricht bedeutet, hat im Laufe der Kirchengeschichte viele Formen gefunden. Der Kern der Botschaft jedoch bleibt stets derselbe: Nämlich, dass durch Jesus Christus, durch sein Leben, Wirken, seinen Tod und seine Auferstehung etwas mit

der Welt und dem Menschen geschehen ist – und zwar zugunsten des Menschen. In der Predigt versuche ich zum Beispiel anhand von biblischen Texten diese Veränderung, auf die jeder Mensch ein Anrecht hat, zu thematisieren, Angebote einer Deutung zu machen. Es ist jedoch nicht meine Aufgabe, für andere über das rechte Verständnis des Evangeliums zu entscheiden.

Theologen und Theologinnen hörten in der letzten Zeit immer wieder die Frage: Warum gibt es Corona? Virologen oder Pandemieforscherinnen können diese Frage besser beantworten.

In der Bibel finden wir Gebote. So fordert etwa Genesis 1 von uns, alle Lebewesen zu achten. Unser aktueller Umgang mit Tieren widerspricht dieser Forderung – denken wir nur an das massenhafte Töten, Verfüttern von Tiermehl ...

Wie unsere profanen Gesetze immer wieder gebrochen werden, so werden auch die biblischen Gebote gebrochen. Das ist der Lauf der Welt. Der Apostel Paulus hat sich mit diesem Phänomen des «nicht anders können, als zu sündigen» beschäftigt. Nach seiner Deutung ist der Mensch so sehr in destruktive Dynamiken verstrickt, dass er gehorchen als Gott und seinen Geboten. Dieses lebensfeindliche Umfeld nennt er die Sündenmacht.

«Sünde ist all das, was mich von Gott trennt.»

«Sünde» und «sündigen» sind Worte, denen wir heute eher im säkularen Sprachgebrauch begegnen, etwa ein zu grosses Kuchenstück essen. Was meint Sünde im theologischen Sinne?

Sünde ist all das, was mich von Gott und somit von mir selbst und von den Menschen trennt. Unsere profanen Gesetze sind dazu da, den Schweizer Bürgerinnen und Bürgern Sicherheit und Ordnung zu garantieren, die erst ein lebbares Miteinander ermöglichen. Die sogenannten Gottesgebote der Heiligen Schrift sind dazu da, im Chaos der Welt sinnvolles Leben und Orientierung zu ermöglichen. Solch ein gutes Leben ist nach biblischem Verständnis nur in der Beziehung zu Gott möglich. Indem ich die Gebote breche, entferne ich mich von ihm und drifte in Bereiche ab, die das gute Leben gefährden. Ich laufe Gefahr, mich von mir selbst zu entfremden und damit auch von den Mitmenschen. Nach Paulus sind wir alle in diesen – ich nenne es mal – «verzweckten Berei-



Die reformierte Pfarrerin Ivana Bendik aus Chur äusserst sich zu theologisch komplexen Gedankengängen. Foto: Maria Truog

chen» gefangen und folgen ihren Gesetzen. Paulus meint sogar, dass wir da nicht aus eigener Kraft hinauskommen. Es braucht den Glauben, das Vertrauen, die Beziehung zu Gott für solch ein Unterfangen.

Und die Verkündigung des Evangeliums soll da helfen?

Es braucht Vertrauen und Mut, auf die befreiende Kraft zu vertrauen. Die Kraft, die uns aus ungunstigen Machenschaften hinausführen kann. Für den modernen Menschen, der meint, er sei selbstbestimmt, ist es nahezu unmöglich, den eigenen Willen dem Vertrauen zu unterstellen. Die Möglichkeit ist jedoch gemäss der Heiligen Schrift vorhanden – das kann zum Beispiel in der Verkündigung thematisiert werden.

Was macht es in Ihren Augen für die Menschen so schwierig, sich Gott anzuvertrauen?

Unsere Systeme bieten auch Vorteile. Auch sie versprechen uns ein gutes Leben. Ungute Konstellationen zu verlassen, ist nicht einfach. Kommt hinzu, dass eine Situation nur an der Oberfläche eindeutig ist, in der Tiefe ist sie es nicht.

Können Sie das Gesagte an einem Beispiel veranschaulichen?

(Überlegt) Hmm ... Beispiele haben immer etwas schablonenhaftes, aber ich kann es mal versuchen. Wir können uns etwa einen Ehemann vorstellen, der in einer ungunstigen Ehe lebt ...

... was meinen Sie mit «ungut»?

Mit «unguter Ehe» bezeichne ich eine Ehe, in der ein Partner dem anderen etwas aufzwingt, etwa in Form von Erwartungen,

und der andere es sich aus Angst vor Liebesverlust unhinterfragt aufzwingen lässt. In unserem Beispiel wäre es eine Ehe, in der sich der Mann unhinterfragt nach dem Bedürfnis der Frau nach materiellem Wohlstand richtet. Sie ist sehr stolz, dass er so viel verdient und sie sich sichtbar viel leisten können. Ihm jedoch ist das Geld und Materielles nicht so wichtig. Er würde lieber sein Arbeitspensum reduzieren, um mehr Zeit für die Kinder und seine diversen Interessen zu haben. Eine Reduktion des Arbeitspensums bedeutet aber auch eine spürbare finanzielle Einbusse. Was soll er tun? Die Möglichkeit ist keine Option, nicht nur wegen der Kinder, sondern auch, weil er seine Frau sehr gern hat. Er arbeitet seiner Frau zuliebe so viel ...

... ist solch ein Verhalten denn verwerflich?

In unserem Beispiel hat das auf Dauer körperliche Auswirkungen. Der Mann hat mit vielerlei stressbedingten Beschwerden zu kämpfen.

Und daran ist etwa die Frau schuld?

Dringen wir tiefer in die Geschichte ein: Vielleicht arbeitet er auch so viel, weil er insgeheim das Ansehen genießt, das ihm die Nachbarn entgegenbringen. Weil er sich über den Stolz freut, den seine Frau auf ihn hat und weil er gerne grosszügig ist und ganz vergessen hat, dass ihm das alles im Grunde gar nicht entspricht und er lieber mehr Zeit für sich und die Familie hätte. Insgeheim ärgert er sich darüber, ein solches «Weichei» mit allerlei Beschwerden zu «sein», vor allem mit diesen unerträglichen Kopfschmerzen.

Und was sagt die Verkündi-

gung in einer solchen Situation?

Die Verkündigung will Mut machen, aus solch ungunstigen Verstrickungen auszusteigen. Dazu muss aber der Mann erst einmal seine Not erkennen beziehungsweise anerkennen. Das ist der erste Schritt.

Mit Paulus gesprochen: seine Sünde erkennen?

Wenn der Mann eine Beziehung zu Gott hat, dann ja. Das Wort Sünde hat nur innerhalb der Gottesbeziehung Bedeutung. Aus dieser Perspektive würde der Mann einsehen, dass er seine Frau und ihre Ansprüche an ihn zu seinem Gott erhoben hat. Das Gebot, das er hier übertritt, ist das erste Gebot: Und Gott sprach: «Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Sklavenhause, herausgeführt hat; Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.»

Und was wäre der zweite Schritt?

Der zweite Schritt wäre das Vertrauen, dass ein gutes Leben auch ohne seine – ich nenne es mal Verbiegung – möglich ist. Auf dieses Vertrauen zu setzen, bedeutet Mut. Herrschaftswechsel gehen niemals schmerzlos vonstatten. Er kann mit seinem Anliegen, dass sich in der Liebesbeziehung etwas ändern muss, auf Verständnis, aber auch auf Unverständnis seitens seiner Frau stossen. Der Ausgang ist offen. Diesen Weg ins Ungewisse kann er nur im Glauben gehen, dass ihn dort – biblisch gesprochen – Leben, und nicht der Tod erwartet.

Bringt der Mann in unserem Beispiel den Mut für diesen Schritt auf?

Ich würde es ihm und seiner Frau wünschen. Doch nach meiner Beobachtung ziehen es Menschen in der Regel vor, in ihren Verstrickungen zu verharrern. Sie beschönigen die Situation und projizieren ihren Frust und ihre Aggressionen auf andere, die solche Schritte gewagt haben.

Gibt es heute etwas wie ein «gängiges Gottesbild»?

Ich höre oft die Aussage: Ich glaube schon an etwas, an eine höhere Macht.

Und wo liegt der Unterschied zum christlichen Glauben an Gott?

Die christliche Theologie beschäftigt sich mit dieser «höheren Macht». Sie nennt sie Gott. Es gibt aber auch Theologinnen und Theologen, die sie anders nennen. Friedrich Schleiermacher zum Beispiel nennt sie nicht Gott, sondern das Universum. Für ihn ist übrigens Religion weder Handeln noch Denken, sondern Anschauung und Gefühl, «Sinn und Geschmack für das Unendliche». «Den christlichen Glauben gibt es so nicht, es ist immer ein unterwegs sein, auf der Suche sein nach diesem grossen Geheimnis Gott.

Ist der Mensch ein «religiöses Wesen»?

Schleiermacher meint, dass jeder Mensch in sich eine religiöse Anlage hat – so wie jeder Mensch zum Beispiel eine musikalische oder denkerische Anlage in sich trägt. Wenn diese inneren Anlagen nicht entwickelt und geschult werden, dann verkümmern sie – ob Denken, Musik oder Religion. Wird die religiöse Anlage nicht gepflegt und gefördert, bleibt der Mensch in infantilen Vorstellungen über Religion stecken. Der Glaube muss mit dem gesamten Menschen erwachsen werden. Zum erwachsenen Glauben gehört, dass man die eigene Verantwortung nicht auf Gott abschiebt. Und wenn Gott es nicht so macht, wie ich es für richtig halte, dann gibt es ihn nicht. Kann es ihn gar nicht geben!

«Der Glaube ist immer Glaube wider den Augenschein.»

Aber ein liebender Gott angesichts des vielen Elends auf der Welt ist doch eine Zumutung?

In der Tat mutet uns Gott viel zu. Unser ganzer christlicher Glaube fusst auf einer unerhörten Zumutung. Gott hat sich aus Liebe umbringen lassen. Und zwar von denen, denen seine Liebe gilt: uns Menschen. Die ersten Jüngerinnen und Jünger Jesu sahen darin nicht das Ende, sondern den Anfang einer neuen, alles verändernden Zeit. Ohne diese Deutung des faktisch sinnlosen Todes Jesu gäbe es das Christentum nicht. Der christliche Glaube hält an einem liebenden, gerechten und allmächtigen Gott fest, und das angesichts des grossen Leidens in der Welt.

Und wie geht das?

Das ist eben Glaube. Wie schon Luther sagte: Der Glaube ist immer Glaube wider den Augenschein – du siehst in der Welt fast nur Beweise gegen eine Existenz Gottes, doch der Glaube hält an Gott fest. Das hat aber nichts mit dem umgangssprachlichen Gebrauch von «glauben» zu tun, im Sinne von: «Wenn ich etwas nicht beweisen kann, dann glaube ich es eben.» Glauben im religiösen Sinn meint Vertrauen. Vertrauen, dass ich nicht von Chaos, Sinnlosigkeit und Tod umgeben bin, sondern von Leben und Liebe. Ich persönlich sehe im Übel nicht die Unfähigkeit Gottes oder gar einen Beweis für seine Nichtexistenz. Ich sehe darin die Unfähigkeit der Menschen, und das an jeder Ecke. Gerade wegen dieser unserer Unfähigkeit halte ich an Gott und seiner Gerechtigkeit fest.